

Markus Zander

Autonomie oder Integration. Bericht von einer Gratwanderung

In den entstehenden Nationalstaaten Lateinamerikas bildete sich im 19. Jahrhundert ein innerer Kolonialismus von Seiten der europäischstämmigen Einwanderer heraus, der von einer ungeheuren Arroganz gegenüber den indigenen Kulturen des Kontinents gekennzeichnet war und dessen Bestreben in ihrer möglichst schnellen Assimilation in eine zu bildende homogene nationale Gesellschaft und ihre Ökonomie lag. Dabei sollten alle Spuren ihrer vermeintlichen Rückständigkeit ausgetilgt werden, um eine Entwicklung nach europäischem Vorbild zu ermöglichen. Diese Haltung setzt sich bis heute in weiten Kreisen der wirtschaftlichen und politischen Eliten Südamerikas fort.

Die in den letzten Jahrzehnten entstandenen indigenen Bewegungen ebenso wie die von ihnen vertretene Bevölkerung haben guten Grund, von außen kommenden Versuchen ihrer Integration in die jeweiligen Nationalgesellschaften zu misstrauen, die oft nichts anderes darstellen als den Versuch, sie ihrer letzten Reste von kultureller und politischer Autonomie zu berauben. Der in Peru aus dem neu erwachten Selbstbewusstsein der *indigenas* insbesondere des Tieflands entstandene Diskurs geht einher mit einer klaren Abgrenzung von sich an europäischen Vorbildern orientierenden Modellen von "Entwicklung". Es wird versucht, eigene Wege zu finden, die keinen Bruch mit der bisherigen Lebensweise darstellen, sondern eine Fortsetzung der eigenen kulturellen Traditionen erlauben sollen. Ein wesentlicher Aspekt dabei ist die Auseinandersetzung um Landrechte, da das Land und seine Ressourcen in vielen Fällen das einzige Kapital bilden, auf das die *indigenas* als seine Bewohner zurückgreifen können und dessen Verfügbarkeit die Basis für die Kontinuität ihrer Lebensweise darstellt. Die Forderung nach der Anerkennung indigener Territorien schließt dabei die Forderung nach der Verfügungsgewalt über die auf ihnen befindlichen natürlichen Ressourcen ebenso mit ein wie die nach einer zumindest teilweisen politischen, juristischen und ökonomischen Autonomie.

Die Wege, die dabei in der Praxis gegangen werden, sind außerordentlich schwierige Gratwanderungen zwischen dem Versuch, einerseits indigene Territorien zu sichern, möglichst weitgehende Autonomie zu erreichen und Aspekte der eigenen Lebensweise zu bewahren und andererseits der gleichzeitigen Notwendigkeit, aber auch dem Wunsch, sich aus verschiedenen Gründen auf die jeweiligen Nationalgesellschaften und die westliche Kultur einzulassen. Notwendigkeit deswegen, weil einerseits die große Mehrheit der *indigenas* des Tieflands mittlerweile von bestimmten Gütern und

Dienstleistungen abhängig ist, die sie nur über den Markt oder staatliche ebenso wie nicht staatliche Institutionen erhalten können, andererseits aber auch, weil nur die Kenntnis der Funktionen des Marktes oder des staatlichen Systems sie dazu in die Lage versetzen, sich diesen gegenüber zu behaupten. Und Wunsch deswegen, weil viele *indigenas* längst nicht mehr genauso leben wollen, wie das ihre Vorfahren taten, sondern auf viele Güter und Annehmlichkeiten der Moderne nicht verzichten oder diese endlich auch zu ihrer Verfügung haben wollen. Die Bedrohungen durch ein zu leichtfertiges Einlassen auf die Nationalgesellschaft und ihre Vertreter sind dabei durchaus real, wie zahlreiche Fälle von behördlich sanktioniertem Landraub, Betrug bei Geschäften oder Korruption auch in den eigenen Reihen bezeugen.

Zumindest in Peru ist der Diskurs der indigenen Organisationen des Tieflands und ihrer Unterstützer in politischen Kreisen relativ stark polarisiert. Einige von ihnen lehnen vehement die Knüpfung engerer Kontakte zwischen den von ihnen vertretenen *indigenas* und den an der Kolonisierung der Selva beteiligten Akteuren ab. Neben im Holzeinschlag oder der Erdölexploration tätigen Firmen und ihren Beschäftigten sowie den Vertretern verschiedener staatlicher Institutionen sind es vor allem kleine Siedler, die sogenannten *colonos*, mit denen die *indigenas* hier in Kontakt kommen. Diese Siedler sind zum großen Teil Migranten aus den armen Gegenden des peruanischen Hochlands, von denen viele selbst einen indigenen Familienhintergrund haben, wenn auch unter anderen kulturellen Vorzeichen und mit einer um Jahrhunderte weiter zurückreichenden Kolonialgeschichte. Sie suchen hier in der Selva nach Land und besseren Lebensmöglichkeiten. Auch wenn sie in der peruanischen Gesellschaft als Gesamtheit klar zu den Unterprivilegierten gehören, so sind sie mit ihrer weit größeren Erfahrung mit staatlichen Institutionen und dem Markt den *indigenas* des Tieflands gegenüber deutlich im Vorteil und dominieren sowohl das wirtschaftliche als auch das politische Geschehen in der Selva. Daraus ergeben sich zahlreiche Konflikte mit den indigenen Gemeinden des Tieflands – um Landrechte, gerechte Bezahlung für Güter und Dienstleistungen etc. Nicht zur Verbesserung der Situation trägt außerdem der Umstand bei, dass viele der Migranten mit Geringschätzung auf die *indigenas* und ihre Lebensweise hinabschauen und sich selbst als Entwickler und Zivilisationsbringer sehen. Damit reproduzieren sie die gleiche Haltung, die ihnen als *serranos* von der Oberschicht Perus selbst entgegengebracht wird, die sich gern als europäischstämmig und wiederum auf einer vermeintlich höheren Stufe der Zivilisation stehend begreift. Für viele *indigenas* sind die Siedler umgekehrt nichts anderes als weitere Vertreter einer nationalen Gesellschaft, die sie in ihren Rechten und in ihrer kulturellen Identität missachtet.

Die ablehnende Haltung, die einige indigene Organisationen engen und direkten Kontakten zwischen *indigenas* und anderen Mitgliedern der Nationalgesellschaft gegenüber einnehmen, hat dazu geführt, dass *comunidades*, die sich in ihren Augen zu sehr auf Kompromisse eingelassen hatten, *de facto* das Recht abgesprochen wurde,

überhaupt noch als *indigenas* aufzutreten. Es wird teilweise versucht, Heiraten zwischen *indigenas* und Migranten ebenso wie die Ansiedlung von Migranten auf indigenen Territorien zu verhindern und es werden Pläne aufgestellt, alle "Fremden" aus diesen auszusiedeln und sie zu rein indigenen Gebieten zu machen. Gleichzeitig versuchen manche indigenen Organisationen, den Zugang von Fremden zu indigenen *comunidades* in ihrem Einzugsbereich zu monopolisieren und von ihrer Erlaubnis abhängig zu machen. Zwei Argumente spielen dabei eine Rolle: einmal der Schutz vor weiterem Landraub (da viele der Siedler auf indigenen Gebieten sich das von ihnen bebaute Land zu Unrecht aneigneten und weil sich gezeigt hat, dass Siedler, setzen sie sich einmal fest, in der Regel noch mehr Siedler nach sich ziehen), zum anderen aber auch die Möglichkeit dazu, auf großen, in sich geschlossenen Territorien einer weitgehend selbstbestimmten Lebensweise nachzugehen und vor möglichen negativen Einflüssen von Außen geschützt zu sein. Diese Versuche sind allerdings von sehr unterschiedlichem Erfolg gekennzeichnet. Der Einfluss der indigenen Bevölkerung des Tieflands auf die Politik der peruanischen Regierung ist zwar in den letzten Jahren gewachsen, aber trotz vieler vollmundiger Versprechen, gerade von der Regierung Toledo, immer noch relativ schwach.

Für mich stellt sich allerdings die Frage, ob eine Politik der Abgrenzung tatsächlich immer vorteilhaft ist oder ob sie es für die Betroffenen unter Umständen langfristig schwieriger macht, sich mit der Nationalgesellschaft erfolgreich auseinanderzusetzen und sich in ihr zu behaupten. Schließlich leben die meisten der betroffenen *indigenas* schon seit Jahrzehnten in Kontakt und in intensivem Austausch mit der Nationalgesellschaft (eine Ausnahme bilden die sogenannten *grupos aislados*, siehe den Artikel von K. Rummenhöller im selben Band). Es fällt schwer sich vorzustellen, wie es möglich sein sollte, diesen Kontakt wieder auf ein geringeres Maß zurückzuschrauben oder zu unterbinden; seinen Abbruch könnte niemand ernsthaft betreiben oder wünschen. Es ist jedoch unbedingt notwendig, ihn auf eine gleichberechtigte Basis zu stellen bzw. die Position der *indigenas* in der Gesamtgesellschaft zu stärken und ihre Chancen darin zu verbessern.

1. San Antonio de Sonomoro – der Versuch einer vorsichtigen Öffnung

San Antonio de Sonomoro ist eine der beiden *comunidades nativas* in der Selva Central Perus, in denen ich während meiner Feldforschung in den Jahren 2000 und 2001 für insgesamt neun Monate arbeitete. Heute leben dort etwas über 500 Menschen, die meisten von ihnen Nomatsiguenga, aber auch einige Asháninka, schließlich noch mehrere eingeheiratete Migranten – Frauen wie Männer – sowie etwas über ein Dutzend Familien von Migranten aus dem Hochland und deren Nachkommen. Die Aufzählung zeigt, dass hier keine strikte Abgrenzung betrieben wurde, im Gegensatz zu der weiter flussaufwärts gelegenen *comunidad* Boca de Kiatari, auf deren Gelände keinem einzigen Migranten die Ansiedlung erlaubt wurde. Die unterschiedliche Umgangsweise ist

in den verschiedenen Erfahrungen begründet, die die Gründer der *comunidades* und ihre Nachfahren im letzten halben Jahrhundert mit den Migranten und anderen Vertretern der Nationalgesellschaft machten. Während diese Erfahrungen das Misstrauen der Menschen in Boca de Kiatari weiter vertieften, verliehen sie den *comuneros* von San Antonio das Gefühl, trotz erheblicher Schwierigkeiten dennoch mit den Fremden umgehen zu können, ohne dabei notwendigerweise über den Tisch gezogen zu werden.

1.1 Annäherung oder Abgrenzung?

San Antonio ist, so wie die meisten *comunidades nativas* im Valle de Pangoa, Mitglied der beiden indigenen Organisationen KANUJA (*Unión Indígena Asháninka Nomatsiguenga del Valle de Pangoa KANUJA*) auf lokaler und CEA/ARPI (*Comisión de Emergencia Asháninka/Asociación Regional de Pueblos Indígenas*) auf regionaler Ebene; an der Gründung von KANUJA waren die *comuneros* von San Antonio wesentlich beteiligt. Beide Organisationen, die Anfang der neunziger Jahre ursprünglich als Reaktion auf die durch *Sendero Luminoso* verursachte Notsituation der Asháninka und Nomatsiguenga entstanden, verstehen sich heute als politische Vertretung der indigenen Bevölkerung der Region und nehmen für sich in Anspruch, durch ihre Arbeit die selbstbestimmte Entwicklung der *comunidades* zu fördern und sie vor der Ausnutzung durch Nichtindigene zu schützen. Sie setzen sich für die Anerkennung und rechtliche Respektierung indigener Territorien ein und haben einen *Plan de Saneamiento* entwickelt, der vom Valle de Pangoa nach Osten und Süden hin zum Río Ene und seiner Fortsetzung, dem Río Tambo, ein möglichst geschlossenes Gebiet mit indigener Besiedlung entwickeln will. In dieses Gebiet könnten dann auch Bewohner von älteren *comunidades nativas* umsiedeln, deren Territorien schon bei der Anerkennung in den 1970er und 1980er Jahren zu klein ausgelegt waren und durch das Wachstum der indigenen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten längst nicht mehr in der Lage sind, diese ausreichend und ohne dauerhafte Umweltschäden zu ernähren. Einige solcher Umsiedlungen haben bereits stattgefunden und bilden, im Fall der *comunidades nativas* Mencoriari und Río Blanco, den Kern für die Neugründung der *comunidades*. Ein größerer Teil der Territorien in diesem Gebiet ist in den letzten Jahren nach langen Auseinandersetzungen mit der staatlichen Bürokratie anerkannt worden. Noch nicht beendet sind allerdings einige illegale Landbesetzungen durch Migranten auf diesen Territorien: Sie führten immer wieder zu gewalttätigen Konflikten und im Jahr 2002 zu einem Toten auf Seiten der Migranten.

Ein weiterer Teil des *Plan de Saneamiento* sieht vor, bereits seit längerer Zeit in *comunidades* lebenden Migranten ihre Ländereien gegen Entschädigung zu entziehen und sie aus den Territorien zu entfernen, da ihr Einfluss für schädlich gehalten wird. Man wirft ihnen vor, Entscheidungen der *comunidades* zu ihren eigenen Gunsten zu manipulieren, sich unzulässig Land anzueignen, weitere Migranten nachzuholen, die *comuneros* als Arbeitskräfte auszubeuten und sie wirtschaftlich zu übervorteilen. Die-

se Ängste sind durch negative Erfahrungen in der Vergangenheit und Gegenwart grundsätzlich durchaus begründet, wenn auch nicht in allen konkreten Fällen.

Pläne für die Aussiedlung der dort lebenden Migranten gibt es auch für San Antonio. Der *comunidad* wird von einigen Aktivisten der Organisationen KANUJA und CEA/ARPI mehr oder weniger offen vorgeworfen, sie ließe sich von den Migranten auf der Nase herumtanzen und dominieren. In San Antonio allerdings wird das etwas differenzierter gesehen: Man erkennt durchaus die Gefahren eines zu starken Einflusses der Migranten und versucht, diesen in Grenzen zu halten, weist aber auch auf positive Auswirkungen des Zusammenlebens hin. Die *comuneros* betonen ihre Unabhängigkeit und weisen mit einigem Stolz auf die Projekte hin, die die *comunidad* aus eigener Kraft, ohne die Hilfe der Organisationen, aber mit der Unterstützung einiger ansässiger Migranten, im Laufe der Jahre verwirklicht hat. Dazu gehören u.a. neben der Primar- auch eine eigene Sekundarschule, eine große und solide gebaute Gesundheitsstation, ein großes Gemeindehaus und eine Fußgängerbrücke über den Río Sonomoro. Im Jahr 2003 gelang es den *comuneros* zudem, mit dem Geld, das sie vor einigen Jahren aus dem Verkauf von Holz gewonnen und gut angelegt hatten, San Antonio an die öffentliche Stromversorgung anzuschließen – ein Luxus, den sich weder die direkt benachbarte Migrantensiedlung Naylamb noch die große Mehrheit der anderen *comunidades nativas* im Distrikt bisher leisten konnte.

Nicht nur in Bezug auf die kommunale Infrastruktur, sondern auch auf die Wirtschaft, die Ernährung, die Gesundheit und die Bildung war die Situation der Bewohner von San Antonio zur Zeit meines Aufenthalts im Vergleich mit den meisten anderen *comunidades* vergleichbarer Größe im Distrikt gut. Die Statistiken der Gesundheitsstation zeigen, dass es in San Antonio eine nur geringe Anzahl von mangelernährten Kindern und mangelbedingten Krankheiten bei Erwachsenen gab, die in anderen *comunidades* der Gegend weitaus häufiger vorkommen. Mehrere Familien hatten es zu bescheidenem materiellem Wohlstand gebracht und es gab nur wenige Fälle extremer Armut. Ein Drittel der Jugendlichen aus San Antonio setzte seine Ausbildung an der Sekundarschule fort und fünf junge *comuneros* besuchten eine Universität. Zwei hatten eine abgeschlossene Berufsausbildung und arbeiteten in ihren Berufen als Lehrer und Krankenpfleger; dazu ist mittlerweile noch eine Kindergärtnerin gekommen.¹

1 Zum Vergleich: In dem flächenmäßig etwas größeren, von der Einwohnerzahl her fast gleichen und geringfügig weiter von der Distrikthauptstadt entfernten Boca de Kiatari besuchten zur Zeit meines Aufenthalts nur sechs Jugendliche (bei 225 Primarschülern) eine Sekundarschule (außerhalb der *comunidad*), es gab keine Studenten an einer Universität und nur ein *comunero* hatte je eine formale Berufsausbildung abgeschlossen; er ist der Präsident von CEA/ARPI.

2. Strategien der Annäherung

In den etwa 50 Jahren seit dem Beginn der Kolonisierung des Valle de Sonomoro haben sich seine indigenen Bewohner sehr intensiv und bewusst mit der peruanischen Nationalgesellschaft auseinandergesetzt, um sich ihr gegenüber behaupten zu können. Dabei haben die Menschen im heutigen San Antonio zwei hauptsächliche Strategien verfolgt: einmal die Aneignung von Wissen über *la civilización*, wie sie selbst das ambivalente Phänomen bezeichnen. Und zum Zweiten den Aufbau von persönlichen Netzwerken in die Gesellschaft der Migranten hinein.

2.1 Aneignung von Wissen

Die Aneignung solchen Wissens erfolgte auf zwei Wegen: einmal über die formale Institution "Schule" und zum Zweiten auf informellem Weg über die Praxis. Die Institution "Schule" hatte es in den indigenen Gesellschaften des peruanischen Tieflandes vor der Kolonisierung nicht gegeben. Von ihrer ursprünglichen Intention her waren sie vom Staat dazu geschaffen worden, die *indígenas* zu "zivilisieren", d.h. zu disziplinieren und in die peruanische Nationalgesellschaft zu integrieren. Eine emanzipatorische Funktion war ihnen jedenfalls sehr lange nicht zugedacht worden. Die Menschen in San Antonio erkannten jedoch schon früh, dass ihnen zumindest einige der dort vermittelten Kenntnisse dabei helfen würden, sich gegen die völlige Vereinnahmung durch die Kolonisierung zu wehren.

Eine Schule wurde in San Antonio schon in der Mitte der fünfziger Jahre gegründet, ganz zu Beginn der damals beginnenden Kolonisierung des Valle de Sonomoro und fast zwei Jahrzehnte vor der staatlichen Anerkennung der *comunidad*. Die Schule entstand zunächst völlig ohne staatliche Unterstützung auf Initiative eines jungen Nomatsiguenga, der längere Zeit in den Kolonien um Satipo und am Perené gelebt und gearbeitet hatte. Da das immer weitere Vordringen der Kolonisten auch im Valle de Sonomoro absehbar war, wollte er seine Leute zumindest darauf vorbereiten. Lesen, Schreiben und Rechnen waren im Umgang mit Händlern, Latifundisten und staatlichen Institutionen wesentliche Fähigkeiten, um sich zumindest gegen die größten Formen des Betrugs und Landraubs zur Wehr zu setzen. In den ersten drei Jahren des Bestehens der Schule wurde die Bezahlung der dort tätigen Lehrerin von den *indígenas* selbst aufgebracht und erst dann vom Staat übernommen.

Seitdem genießt formale Bildung einen vergleichsweise hohen Status in San Antonio. Die Sekundarschule, deren Bau auf dem eigenen Territorium gegen die benachbarte Migrantengemeinde Naylamb erkämpft werden musste, ist der Stolz der *comunidad*.² Schon vor ihrer Gründung schickten mehrere Familien ihre Kinder zum Teil bis

2 Eine von nur zweien in den insgesamt über 24 *comunidades nativas* des Distrikts; alle anderen Sekundarschulen gehören zu den Gemeinden von Migranten.

ins damals mehrere Tagereisen entfernte San Ramón zu einer weiterbildenden Schule. Besonders ausgeprägt ist dieses Streben nach Bildung bei der Familie Ch., die hauptsächlich für die Gründung der Schule verantwortlich war und auch den Bau des *colegios* initiierte.³ Eine Tochter der Familie besucht die Universität und sowohl der Krankenpfleger wie auch der Lehrer der *comunidad* gehören ihr an. Damit sind sie die einzigen *comuneros* in San Antonio, denen es bisher gelungen ist, sich ein von der Landwirtschaft unabhängiges Einkommen zu verschaffen. Die restlichen universitären Studenten kommen aus den Familien mit angeheirateten Migranten. Das hat vor allem wirtschaftliche Gründe.

Die formale Schulbildung ist jedoch nur ein Faktor. Praktische Erfahrungen in und mit der nichtindigenen Gesellschaft sind entscheidend für den sicheren Umgang mit ihr und insbesondere für Fähigkeiten auf den Gebieten des Marktes und der Bürokratie. Einen Markt im eigentlichen Sinn hatte es bei den Nomatsiguenga vor der Kolonisierung nicht gegeben und immer noch funktioniert ihre interne Ökonomie nach anderen Prinzipien und einer mit den Gesetzen des Marktes kaum kompatiblen Ethik.⁴ Die Einstellung auf eine kapitalistisch orientierte Wirtschaftsweise, deren Beherrschung zumindest im Umgang mit Händlern oder in der Nachbarschaft lebenden Migranten notwendig ist, fiel ihnen sehr schwer und ist immer noch nicht völlig abgeschlossen. Noch heute ist für viele Nomatsiguenga eine auf die Maximierung von Gewinn zielende Wirtschaftsweise relativ unverständlich. Mehr zu arbeiten als für die Deckung der eigenen Bedürfnisse notwendig, scheint vielen von ihnen unsinnig und aus dem bloßen Kaufen und Verkaufen von Gegenstände Profit zu erzielen, erscheint ihnen als eine Art von Betrug. Es gibt nach wie vor nur sehr wenige Händler unter ihnen und

3 Der Gründer selbst wurde 1965 vom peruanischen Militär auf der Suche nach aufständischen Nomatsiguenga entführt und ermordet, die sich unter der Führung einiger auf der Flucht befindlicher Guerilleros der MIR (*Movimiento de Izquierda Revolucionaria*) gegen die zu dieser Zeit weite Teile des Tals beherrschenden Großgrundbesitzer erhoben hatten.

4 Das wirtschaftliche Handeln der Nomatsiguenga ist, ebenso wie das der ihnen sehr ähnlichen Asháninka, vor allem auf die Sicherung der Subsistenz und auf die Schaffung und Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke ausgerichtet gewesen, nicht jedoch darauf Profit zu erzielen. Ein Markt hatte in ihrer Gesellschaft zuvor nicht existiert, sondern eine Tauschwirtschaft mit bestimmten Gütern, die dabei jedoch nicht als Waren, sondern vor allem als Unterpfand sozialer Verpflichtungen begriffen wurden (siehe Schäfer 1982: 10-102, 104-105; 1988). Nahrung, seien es die Produkte der Felder oder die Jagdbeute, war nicht gehandelt worden; sie wurde geteilt. Dieses Teilen war wesentlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Familie, aber auch der durch Heiraten und Tauschpartnerschaften im Prinzip unbegrenzt erweiterbaren Gruppe der Noshéninka, und es machte damit einen Teil ihres Selbstverständnisses aus. Das Teilen und der gemeinsame Konsum von Speisen und *masato* (Maniokbier) waren Handlungen, die von Bedeutung waren für die Konstituierung von Gemeinschaft. Speisen nicht zu teilen war ein antisozialer Akt und Schadenszauber wurde häufig als Rache dafür angesehen, dass jemandem eine Einladung verweigert worden war. Akkumulation von ökonomischem Kapital hatte vor der Kolonisierung kaum existiert und machte nur Sinn, solange die erlangten Güter wieder verteilt wurden, um damit Ansehen und Anhänger zu gewinnen.

die meisten, die es einmal versuchten, scheiterten an diesem Unterfangen. Die immer wieder geäußerte Ansicht, die Migranten in ihrer großen Mehrheit seien raffgierig, betrügerisch und *ambiciosos*, also überehrgeizig, rührt nicht zuletzt von diesen vollkommen unterschiedlichen Einstellungen her. Sie lassen aus der Sicht der Nomatsiguenga den Geschäfts- und Arbeitseifer vieler der aus der Sierra Zugewanderten unverständlich erscheinen und machen es diesen mit ihrer wesentlich größeren Erfahrung mit dem Markt und seinen Gesetzen relativ leicht, die *indígenas* zu übervorteilen.

Fast alle im kapitalistischen Sinn ökonomisch erfolgreichen Nomatsiguenga haben irgendwann einmal längere Zeit außerhalb der indigenen Gesellschaft gelebt oder in engem Kontakt mit ihren Vertretern, wo sie die notwendigen Fähigkeiten in der Praxis einüben konnten oder mussten. Die *comuneros* in San Antonio selbst weisen auf die Bedeutung solcher Erfahrungen für ihr ökonomisches Handeln hin und machen sie für erfolgreiches Zurechtkommen auf dem Markt verantwortlich. Sie haben sich einen neuen wirtschaftlichen Habitus angeeignet und gelernt, im ökonomischen Sinn rationell und auf Profit orientiert zu produzieren.

Ähnliches gilt für diejenigen, die in ihrer *comunidad* eine führende politische Rolle einnehmen⁵ und sie nach außen hin vertreten: Auch sie mussten zunächst das Funktionieren eines ihnen fremden und wenig freundlich gesinnten staatlichen Systems kennenlernen, um sich darin oder dagegen behaupten zu können.

Neben der Tendenz vieler *comuneros* in San Antonio, für eine gewisse Zeit außerhalb der *comunidad* zu leben, sind es außerdem die in der *comunidad* und in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in Naylamb lebenden Migranten, deren Präsenz weitere Gelegenheit zum praktischen Lernen und Sammeln von Erfahrungen gab und gibt. Diese Erfahrungen waren und sind keineswegs immer positiv. Ihre Konsequenzen konnten jedoch bisher weitgehend aufgefangen werden und die *comunidad* hat Mechanismen entwickelt, um sie auch in Zukunft einigermaßen unter Kontrolle halten zu können, auf die noch zurückgekommen wird.

2.2 Netzwerkbildung

Die Bildung von Netzwerken stellt eine weitere wichtige Strategie zur Verbesserung der eigenen Position in der Gesamtgesellschaft dar. Diese sind im peruanischen Kontext umso wichtiger, als es hier kaum einen gesellschaftlichen Bereich gibt, in dem ohne persönliche Kontakte etwas zu gewinnen wäre, vom Abschluss eines Geschäfts über die Vergabe von Posten bis zur Verteilung von staatlichen Geldern. Ein großer Teil der *comuneros* in San Antonio unterhält *compadrazgo*-Beziehungen zu Nichtindigenen innerhalb und außerhalb der *comunidad*, die Verpflichtungen zu gegenseitiger

5 Eigentliche politische Autoritäten und politische Ämter an sich waren vor der Kolonisierung in der Gesellschaft der Nomatsiguenga unbekannt und ihre Schaffung durch die veränderten Umstände sind notwendig gewordene Neuerungen.

Hilfeleistung beinhalten und vor allem eine gewisse Verbindlichkeit in Bezug auf geschäftliche Beziehungen garantieren sollen. Dies ist aus Perspektive der *comuneros* vor allem in Bezug auf Händler von Bedeutung, von deren Krediten sie zwischen den Haupterntezeiten immer wieder abhängig sind. Aber auch Vertreter von Behörden und in der Region tätigen NGOs oder ausländische Ethnologen sind beliebte *compadres*. Man hofft, über sie Zugang zu wichtigen Informationen, Dienstleistungen oder Förderungen zu erhalten, an die heranzukommen ohne solche Kontakte ungleich schwieriger wäre.

Auch die Heirat mit Nichtindigenen zähle ich mit zu den Strategien der Netzwerkbildung. Hier waren es zwei Schwestern und eine ihrer Cousinen, die in den siebziger Jahren diese Tradition in San Antonio begründeten. Alle drei hatten als junge Frauen für längere Zeit im Haus von nichtindigenen Familien in der Provinzhauptstadt oder in Lima gearbeitet; dorthin waren sie über *compadrazgo*-Beziehungen vermittelt worden. Alle drei haben an diese Zeit insgesamt positive Erinnerungen,⁶ denn sie erlaubte ihnen neue Erfahrungen außerhalb ihrer *comunidad*, mit ihren begrenzten materiellen Ressourcen und sozialen Regeln, zu machen. In der Stadt lernten sie auch ihre zukünftigen Ehemänner kennen, die sie schließlich mit in die *comunidad* brachten, wo sie nach anfänglichem Zögern aufgenommen und integriert wurden.

Diese Ehemänner brachten einerseits eine weit größere Kenntnis des Marktes und staatlicher Institutionen mit, als sie die meisten *comuneros* haben konnten und verfügten gleichzeitig über bessere persönliche Kontakte und Verwandtschaftsnetzwerke in die Nationalgesellschaft hinein, die ihnen dort das Handeln erleichterten. So entwickelten sich diese drei Familien in ökonomischer Hinsicht sehr gut und sind heute die "reichsten" der *comunidad*. Sie gehören zu den Familien, die die größten Flächen bebauen und die meisten materiellen Güter besitzen. Zwei von ihnen haben Häuser in Lima, die ihnen als Basis bei der Abwicklung vom Geschäften und Behördengängen in der Hauptstadt nützlich sind und wo vor allem ihre Kinder leben können, während sie an der Universität studieren. Die Kosten für die Versorgung und Unterbringung in der Stadt sind einer der Hauptgründe dafür, dass nur sehr wenige indigene Jugendliche tatsächlich ein Studium beginnen und zu Ende führen können – "En la ciudad todo es plata", wie die *comuneros* sagen, und bares Geld ist eine der am schwierigsten verfügbaren Ressourcen. Einen Ort zum Leben in der Stadt zu haben, ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Gelingen eines Studiums.

Die drei Familien haben außerdem in unterschiedlicher Weise an Einfluss auf die *comunidad* gewonnen – sowohl durch ihre materiellen Ressourcen als auch durch ihre Kontakte und ihr Wissen. Auf diese Auswirkungen wird im nächsten Abschnitt eingegangen.

6 Das ist nicht unbedingt der Regelfall, wie andere Beispiele zeigen.

Eine Reihe weiterer *comuner*as sind seitdem dem Beispiel ihrer drei Vorgängerinnen gefolgt. Einige von ihnen verließen die *comunidad* mit ihren Männern. Von denjenigen, die blieben, konnte bisher keine den "Erfolg" der Ersten wiederholen. Ein paar von ihnen mussten ihre Migranten-Ehemänner zudem als trinkende und prügeln-de Tyrannen kennenlernen, ein unter den Nomatsiguenga und Asháninka sehr unübliches Verhalten. Wieder andere wurden von ihren Männern sitzengelassen. Die Mehrheit von ihnen lebt jedoch ohne größere Probleme und während die ersten Heiraten zwischen *comuner*as und Migranten noch auf Widerstand in der *comunidad* stießen und sehr misstrauisch beobachtet wurden, so scheinen sie jetzt langsam zur Normalität zu werden. Ehen zwischen indigenen Männern und Migrantinnen sind wesentlich seltener. Als Frau einen "nativo" zu heiraten, ist bei den Migranten nicht sehr angesehen. Es liegt nach ihrem Verständnis in der Verantwortung des Mannes, für das materielle Wohlergehen und Vorankommen der Familie zu sorgen (was keineswegs immer der Realität entspricht) und der dafür notwendige Ehrgeiz wird den *indígenas* oft nicht zugetraut.

3. Auswirkungen der Öffnung

Neben den schon beschriebenen Auswirkungen hat die Öffnung der *comunidad* auf die Gesamtgesellschaft weitere Konsequenzen auf verschiedenen Gebieten gehabt, von denen ich im Folgenden einige beschreiben werde.

3.1 Soziale Differenzierung und kulturelle Heterogenisierung

Auch wenn die indigenen Familien in San Antonio nach wie vor ihren Eigenbedarf an Nahrungsmitteln zu einem großen Teil aus der Subsistenzproduktion bestreiten und im Großen und Ganzen die gleichen Produkte für den Verkauf anbauen, hat es eine deutliche soziale Differenzierung und kulturelle Heterogenisierung unter ihnen gegeben. Die Entwicklungen innerhalb der *comunidad* sind keineswegs für alle Familien gleich schnell verlaufen.

Der Gesamteindruck von San Antonio ist der einer vergleichsweise wohlhabenden *comunidad*, auch wenn nicht alle in gleichem Maß an diesem Wohlstand teilhaben. Für diesen Eindruck verantwortlich sind im Wesentlichen die schon erwähnten relativ vermögenden Familien mit eingeheirateten Migranten.

Einige weitere *comuneros* haben ohne solche Heiraten einen gewissen ökonomischen Status erreicht. Sie zählen fast alle zum Familienverband der Ch.s. Auch sie haben jedoch Netzwerke zu Familien von Migranten vor Ort oder in San Martín de Pangoa in Form von *compadrazgo*-Beziehungen geknüpft. Solche Beziehungen implizieren zwar ebenfalls eine gewisse gegenseitige Verpflichtung, aber eine weniger enge Bindung als eine Ehe und vor allem keine Rechte an Land. Die meisten ihrer Männer lebten für längere Zeit in der nichtindigenen Gesellschaft und sammelten dort Erfah-

rungen, die ihnen später nützlich waren für den Umgang mit der staatlichen Bürokratie, mit dem Handeln auf dem Markt und zur Verbesserung ihrer Produktion. Die Ch.s stellten über lange Jahre hinweg immer wieder den Präsidenten der *comunidad*; unter ihnen wurden auch die ersten Migranten aufgenommen. Sie konnten auf Grund ihres Wissens und ihrer Beziehungen sehr erfolgreich für die *comunidad* agieren. Diese Beziehungen nützen ihnen auch beim Handel mit ihren Produkten. Gleichzeitig haben sie es verstanden, ihre kommerzielle Produktion so zu diversifizieren und auszuweiten, dass sie darin vielen Migranten kaum nachstehen.

Die Mehrheit der Familien jedoch führt ein äußerst bescheidenes Leben und die Unterschiede sind deutlich. Es gibt "reiche" und "arme" Familien, "gebildete" und "ungebildete", "weltläufige" und "hinterwäldlerische". Es gibt *comuneros*, die gute Kenntnisse der kommerziellen Produktion und des Marktes haben und solche, die fast ausschließlich von der Subsistenz leben. Einige haben genügend Geld, um westliche Kleidung für die ganze Familie und alle für die Schule notwendigen Dinge kaufen und sich ein paar weitere Annehmlichkeiten wie einen Fernseher oder ein Radio leisten zu können. Bei anderen reicht der Erlös der über die Eigenversorgung hinausgehenden Produktion kaum für mehr als ein Stück Stoff und eine Machete. Ein paar Familien unternehmen regelmäßige Reisen nach Lima, während andere *comuneros* bisher nicht über die Distrikthauptstadt San Martín de Pangoa hinausgekommen sind. Während für E., den Krankenpfleger, Angeln eine Freizeitbeschäftigung darstellt, gehen andere *comuneros* fischen, um überhaupt etwas proteinhaltige Nahrung zu haben.

Einige Kinder verlassen die *primaria* nach der dritten von insgesamt sechs Klassen, während andere Jugendliche den Sprung auf die Universität nach Lima schaffen. Und wo manche von ihnen nur noch wenig Nomatsiguenga sprechen, weil sie schon relativ früh auf die Schule in die Stadt geschickt wurden, haben andere, die noch kaum die *comunidad* verlassen haben, Schwierigkeiten mit dem Spanischen. So führen diese Veränderungen zu immer stärker wahrnehmbaren Unterschieden in einer Gesellschaft, die sich bis vor wenigen Jahrzehnten noch relativ homogen präsentierte.

Die zunehmende ökonomische Differenzierung im Inneren der *comunidad* wird von den Betroffenen durchaus wahrgenommen und widerspricht ihren Vorstellungen davon, wie die Verhältnisse zwischen indigenen *comuneros* idealerweise sein sollten. Ein Zeichen für eine gewisse Verunsicherung der *comuneros* in San Antonio über diese Entwicklung ist der sich in mehreren Interviews selbstkritisch wiederholende Hinweis darauf, dass in den Zeiten "antes", also irgendwann in der Vergangenheit, die Menschen solidarischer gehandelt hätten. Das Ansammeln von Besitz scheint nur dadurch möglich, dass man Dinge für sich behält anstatt sie zu teilen, wie dies eigentlich geboten wäre. Es erzeugt Neid, und so ist das Verhältnis dazu gespalten: Einerseits erscheint "Reichtum" moralisch zweifelhaft und andererseits können diejenigen, die mehr besitzen, den anderen als Vorbild dienen, sich stärker anzustrengen:

Yo soy más. Por lo que tengo mi dinero, te das cuenta, y nuevo, y el otro que no tiene es un pobre diablo, por decir hace cuenta pue... Pero si también ellos también, es una parte buena para que ellos también se esmeren en trabajar.⁷

3.2 Die Rolle der Frauen

Das Vorbild einiger der mit Migranten verheirateten *comuneras* ebenso wie das der Migrantinnen hat dazu geführt, dass sich das Bild der Frauen in San Antonio de Sonomoro grundsätzlich zu verändern beginnt. Die Veränderung steht in einem gewissen Widerspruch zu der herkömmlichen Art der Lebensweise und der familiären Produktion. Darin teilte die geschlechtliche Arbeitsteilung den Frauen eine Rolle zu, die sie stark an das Feld und das Haus band, indem ausschließlich ihnen die Pflege und Ernte der Subsistenzprodukte, die zeitintensive Tätigkeit der täglichen Herstellung des Maniokbiers (*masato*), die Zubereitung der Nahrung und die Erziehung der Kinder zufiel. Dazu kam mit der Zunahme der kommerziellen Produktion die Mitarbeit bei der Pflege und Ernte des Kaffees und anderer Produkte, deren Vermarktung jedoch allein in den Händen der Männer lag. Gleichzeitig wurden viele der früher von Frauen hergestellten Güter, wie gewebte Stoffe oder irdene Töpfe, die zuvor einen wichtigen und sichtbaren Teil der häuslichen Ökonomie darstellten, durch industriell hergestellte Waren ersetzt. Die Männer rückten als Versorger der Familie immer weiter in den Vordergrund, da sie es waren, die über die Verwaltung der finanziellen Ressourcen diese notwendigen und prestigeträchtigen Güter nach Hause brachten, während traditionelle Tätigkeiten der Frauen an Prestige verloren.⁸

Migranten-Familien sind in der Regel wohlhabender als indigene und die geschlechtliche Arbeitsteilung ist bei ihnen anders geregelt. Es gibt insgesamt wesentlich mehr Tätigkeiten, die von beiden Geschlechtern ausgeführt werden. Körperlich schwere Arbeiten wie der Transport der *yuca* werden eher von einem Mann oder einem Lasttier übernommen und die Produktion von *masato* entfällt. Während die Männer auf dem Feld arbeiten, kümmern sich die Frauen um das Haus, aber auch um die Geschäfte und verwalten in vielen Fällen das Einkommen der Familien.

Diese Aspekte tragen zur Attraktivität der Heirat mit Migranten bei. Veränderungen, die sich ähnlich auf die Rolle der Frauen auswirken, sind nun jedoch auch in vielen der indigenen Familien in San Antonio de Sonomoro zu beobachten. Grundsätzlich sind die Frauen hier wesentlich weniger zurückhaltend im Umgang mit Fremden als in anderen von mir besuchten *comunidades*. Sie fahren ohne männliche Begleitung in die Stadt, verwalten Geld, tätigen selbstständig Geschäfte und tragen westliche Kleidung. In anderen *comunidades* kauern die Frauen sowohl bei den Festen der *comunidad* als auch in der Gemeindeversammlung alle zusammen in einer Ecke auf dem Boden, wäh-

7 Interview mit einem *comunero* aus San Antonio de Sonomoro.

8 Siehe auch Rojas Zolezzi (1994: 124).

rend für die Männer zu beiden Seiten des Raumes Bänke zur Verfügung stehen. In San Antonio dagegen sitzen die Frauen bei diesen Gelegenheiten auf gleicher Höhe und es gibt keine klare räumliche Trennung mehr.

Die Mehrheit der *comuner*as von San Antonio ist jedoch in einer größeren Öffentlichkeit, wie beispielsweise bei den Gemeindeversammlungen, noch sehr zurückhaltend und nur wenige von ihnen ergreifen das Wort. Mit "weiblichen" Aufgaben assoziierte Posten in kommunalen Institutionen wie z.B. die der Präsidentin des *Comité del Vaso de Leche*⁹ werden immer wieder von Migrantinnen ausgefüllt, da es für indigene Frauen eher ungewohnt ist, Rollen in der Öffentlichkeit zu übernehmen – "están demasiado tímidas", sie sind zu schüchtern, wie man in San Antonio sagt.

Doch es gibt eine langsam wachsende Zahl von Frauen, die nicht mit Migranten liiert sind, aber allgemein größere finanzielle Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit erlangt haben und auch bei solchen Gelegenheiten eine zusehends stärkere Rolle spielen. Die meisten von ihnen sind noch unverheiratet. Sie kommen in der Regel aus Familien, die stärkeren Kontakt mit der Mehrheitsgesellschaft haben und in denen Wert auf die Schulbildung der Kinder gelegt wird. Meist haben sie schon einmal für eine Weile in der Stadt gelebt. Die Frauen aus diesen Familien betätigen sich als *dirigentas* in einem der lokalen Komitees oder auch bei KANUJA, verwalten die Geschäfte der Familie oder absolvieren eine Berufsausbildung; eine der jungen Frauen ist Gesundheitshelferin der *comunidad*, eine andere Kindergärtnerin an der Schule. Sie vertreten sich selbst oder ihre Familien in der Öffentlichkeit auch außerhalb der *comunidad*. Dabei ist es jedoch schwierig für sie, einen Partner innerhalb der *comunidad* zu finden, mit dem sie diese relativ unabhängige Lebensweise fortsetzen könnten, die sie ungern aufgeben wollen.

3.3 Die Beziehung zu den Migranten

Die Beziehung zwischen den indigenen *comuneros* und den Migranten, gleich ob aus der Nachbargemeinde Naylamb, aus Familien mit Wohnrecht in San Antonio oder eingeeheiratet, ist keineswegs unproblematisch. Zu den immer wieder auftauchenden Klagen der *comuneros* gehören respektloses Verhalten bzw. die Missachtung der kommunalen Autoritäten, die Weigerung an kommunalen Projekten mitzuarbeiten, die Ausnutzung der Arbeitskraft von *indígenas* und die widerrechtliche Aneignung von Land.

Respektloses Verhalten den *comuneros* gegenüber und die Missachtung der kommunalen Autoritäten haben ihren Ursprung in der schon erwähnten Struktur sozialer Hierarchien in der peruanischen Gesellschaft und den damit verbundenen Konzepten kultureller Überlegenheit, die sich aus der Kolonialzeit herleiten. Hier vermischen sich ethnische Herkunft, die Annäherung an eine Lebensweise nach westlichen Vorstellun-

9 Ein von der Regierung finanziertes Ernährungsergänzungsprogramm für Schulkinder.

gen und materieller Reichtum sehr eng und sind bis zu einem gewissen Grad austauschbar. Viele der Migranten begreifen sich und ihre Lebensweise als besser und zivilisierter als die der *indigenas* des Tieflands, was mit entsprechender Missachtung im täglichen Verhalten einhergeht. Die Nomatsiguenga sind solcher Behandlung gegenüber sehr sensibel und nehmen sie nachhaltig übel.

Die Mitarbeit an kommunalen Projekten ist auch unter den indigenen *comuneros* immer wieder Diskussionsthema, da sie relativ viel Zeit verschlingen kann. Kaum jemand von ihnen verweigert jedoch einfach die Teilnahme und setzt sich dadurch sozialem Druck aus, wenn er das Gefühl hat, dass die Arbeit einigermaßen gleichmäßig auf alle verteilt ist. Dieser Druck ist jedoch für Migranten, die nicht so stark in die familiären Netzwerke der *comunidad* eingebunden sind, längst nicht so hoch. Einige von ihnen machen eine klar nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientierte Kosten-Nutzen-Rechnung vor solchen Einsätzen; dabei zieht meistens die Arbeit für die *comunidad* den Kürzeren und wird zugunsten der Arbeit auf dem eigenen Feld oder im Laden zurückgestellt. Es gibt keine direkten Sanktionen, um jemanden zu den kommunalen Einsätzen zu zwingen, aber das Ansehen solcher Verweigerer nimmt auf Dauer beträchtlichen Schaden.

In San Antonio gibt es verschiedene Migranten-Familien oder Familien mit Migranten-Ehepartnern, die vor allem jugendliche *indigenas* sowohl aus San Antonio als auch aus anderen *comunidades* bei sich aufnehmen. Sie sollen im Haus und auf dem Feld mithelfen, um dafür ernährt, gekleidet und zur Schule geschickt zu werden. Während diese Abmachung in manchen Familien tatsächlich eingehalten wird, gebrauchen andere die Jugendlichen als unbezahlte Arbeitskräfte ohne eine entsprechende Gegenleistung. Einer der eingetragenen Migranten hat sich im Lauf der Zeit mit zweifelhaften Methoden ein großes Stück des Gemeindelandes angeeignet, das er fast vollständig zur Kommerzialisierung bebaut.¹⁰ Zu diesem Zweck beschäftigt er Jugendliche und Erwachsene vor allem aus weiter im Hinterland gelegenen *comunidades*, die in geschäftlichen Dingen wenig Erfahrung haben und die er statt einer Bezahlung mit billigen "Geschenken" abspeist. Er ist mit einigen der einflussreicheren Familien in der *comunidad* verschwägert oder über *compadrazgo*-Beziehungen verbunden, und so hat es trotz zahlreicher Beschwerden bisher kaum jemand gewagt, ihm ernsthaft entgegenzutreten. Damit ist er zum mit Abstand reichsten Mann der *comunidad* geworden.

Um mit den durch Migranten verursachten Problemen innerhalb der *comunidad* umzugehen oder ihnen vorzubeugen, haben die *comuneros* einige Regeln eingeführt, die ich unter "Vorbeugungsmaßnahmen" beschreiben werde. Doch auch das Verhältnis zu den Bewohnern der Nachbargemeinde Naylamb ist nicht ganz spannungsfrei. Einmal existiert schon seit sehr frühen Zeiten eine starke Konkurrenz um die öffentli-

10 Er beansprucht 20 ha für sich, bei durchschnittlich etwa 3,5 ha/Familie.

che Förderung infrastruktureller Projekte, wobei sich San Antonio immer wieder Vorteile gegenüber Naylamb verschaffen konnte: Sowohl die schon erwähnte Sekundarschule als auch der mit festem Personal ausgestattete Gesundheitsposten wurden in San Antonio errichtet und sind für seine Einwohner heute noch ein Anlass des Triumphs, so wie sie von denen Naylams nach wie vor als Benachteiligung gesehen werden. Immer wieder gibt es von ihrer Seite Versuche, San Antonio diese Errungenschaften streitig zu machen und an sich zu ziehen. Dass die *indígenas* hier trotz bürokratischer Widerstände unter Umständen erfolgreicher sein können, hängt unter anderem damit zusammen, dass sie untereinander weitaus einiger sind und besser zusammenarbeiten, als dies bei den sehr heterogen zusammengesetzten und nur durch wenige familiäre Beziehungen verbundenen Gemeinden der Migranten der Fall ist. Dieser Fakt wird auch von den meisten Siedlern neidvoll anerkannt, die in ihrer Mehrheit mit dem expliziten Ziel in die Selva gezogen sind, hier ihr individuelles Glück zu suchen.¹¹ Sie sind weitaus weniger dazu bereit, Zeit und Geld für die Belange ihrer Gemeinden zu opfern als viele der *indígenas*.

Eine weitere Quelle der Spannungen und des Misstrauens ist das Verhalten vieler Bewohner der Migranten-Gemeinde Naylamb zu Zeiten des *Sendero Luminoso*. Die Bewohner San Antonios wie die vieler anderer *comunidades nativas* handelten relativ geschlossen. Nach einer längeren Phase des Versuchs, sich aus dem Konflikt heraus und neutral zu verhalten, der von ihnen als eine Sache zwischen dem Staat und dem *Sendero* begriffen wurde, blieb ihnen durch die immer häufigeren Übergriffe des *Sendero* auf die *comunidades nativas* keine andere Wahl, als sich zu positionieren, um sich zur Wehr setzen zu können. So bildete sich auch in San Antonio eine von der peruanischen Armee mit Waffen und Munition versorgte Selbstverteidigungstruppe. Dennoch blieb die *comunidad* selbst vom *Sendero* weitgehend unbehelligt. Der Vorwurf an die Migranten lautet, sie hätten ständig zwischen beiden Seiten laviert, einmal mit dem *Sendero* und dann mit dem Staat kollaboriert und dabei immer wieder private Ziele verfolgt, kurz, sie seien unzuverlässige Bündnispartner, auf die man in solchen Situationen nicht zählen und denen man keine Geheimnisse anvertrauen dürfe.¹² Noch heute wirken diese Ereignisse nach und erschweren eine engere Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden.

11 Siehe auch Skar (1994).

12 Tatsächlich führte der Bereicherungsfeldzug einiger Bewohner Naylams, die eine gesamte Migranten-Familie unter dem Vorwand ermordeten, sie seien *Sendero*-Sympathisanten, um ihren Besitz an sich zu bringen, zu zwei Strafaktionen der Maoisten gegen die Gemeinde, bei denen über 40 ihrer Bewohner "hingerichtet" wurden.

3.3.1 Bikulturelle Familien

Das Verhältnis der Familien zur *comunidad*, in denen jeweils einer der Ehepartner *indígena* und der andere Migrant ist, unterscheidet sich stark von einem Fall zum anderen. Ein paar von ihnen haben sich vor allem bei der Durchsetzung kommunaler Projekte sehr für die *comunidad* eingesetzt, zum Teil auch gegen die expliziten Interessen der Siedler aus dem benachbarten Naylamb, und haben dadurch vieles erleichtert. Sie haben sich den übrigen *comuneros* gegenüber respektvoll verhalten, sie also weder betrogen noch beleidigt noch auf andere Weise Konfrontationen provoziert. Dieser Respekt wird ihnen erwidert und ihr Engagement und Beitrag zum Gedeihen der *comunidad* allgemein anerkannt.

Andere wiederum werden wegen ihres Verhaltens sehr kritisch gesehen. Starker Alkoholkonsum, das Prügeln von Frauen oder das Verlassen der Familie sind unter den Nomatsiguenga unüblich, während sie bei den bikulturellen Paaren von Seiten der nichtindigenen Ehepartner häufiger vorkommen. Solche Probleme werden von der *comunidad* zwar negativ wahrgenommen, führen aber in der Regel zu keinen Konsequenzen. Schließlich wisse *frau* ja mittlerweile, auf welche Risiken sie sich bei der Heirat mit einem Migranten einlasse, werden solche Fälle kommentiert.¹³ Es müssen Personen oder Angelegenheiten außerhalb der engeren Familie berührt sein, damit Fehlverhalten öffentlich gemacht wird und die *comunidad* sich zum Handeln genötigt sieht.

Die Situation der Kinder aus den Ehen zwischen Migranten und *indígenas* ist sehr unterschiedlich. Manche können aus ihrer bikulturellen Erziehung und ihrer Lebenserfahrung in beiden Gesellschaften große Vorteile für sich und für die *comunidad* ziehen. Indem sie je nach Kontext geschickt mit ihren Identitäten und Kenntnissen spielen, haben sie eine sehr weite Palette von Handlungsmöglichkeiten. So zum Beispiel M., der zur Zeit meiner Forschung knapp 30-jährige Sohn einer *comunera* und eines Migranten, der mehrmals zum Präsidenten der *comunidad* gewählt wurde. Er versteht es sehr gut, sich in beiden Gesellschaften zu bewegen und sich, je nach Situation, als *indígena*-Vertreter (wenn angebracht mit *kushma* und Federkrone), als peruanischer Bürger und Kriegsveteran¹⁴ oder auch einfach als Geschäftsmann zu präsentieren und dadurch ein Maximum an Vorteilen für sich und für die *comunidad* herauszuholen. Seinem Geschick ist es vor allem zu verdanken, dass die Elektrifizierung der *comunidad* durchgeführt werden konnte. Er wünscht sich vor allem eine stärkere ökonomische Entwicklung der *comunidad* in Zusammenarbeit mit nichtindigenen Personen und

13 In zwei schweren Fällen allerdings wurden eingeheiratete Migranten aus der *comunidad* ausgestoßen; in einem von ihnen war sexueller Missbrauch der Kinder der *comunera* aus einer früheren Ehe durch ihren neuen Mann involviert.

14 Er wurde bei der *Cenepa*-Kampagne gegen Ecuador verletzt und hat sich eine nicht unwesentliche Entschädigung erstritten.

Institutionen, ohne diesen jedoch Landrechte oder politische Mitbestimmung in den Angelegenheiten der *comunidad* einräumen zu wollen.

Ein paar Kinder oder Jugendliche, die längere Zeit außerhalb der *comunidad* bei Verwandten in der Stadt aufgewachsen sind, haben große Schwierigkeiten mit ihrer Zwitterrolle oder wollen mit der *comunidad* nichts mehr zu schaffen haben. Sie sprechen in manchen Fällen ein nur noch sehr fehlerhaftes Nomatsiguenga und hätten große Probleme, sich bei einer dauerhaften Rückkehr dem sehr einfachen Leben in San Antonio wieder anzupassen. Im Fall der in Lima Studierenden ist es fraglich, ob sie nach Beendigung ihrer Ausbildung wieder in die Selva zurückkehren werden, wo sie ihren Beruf wahrscheinlich nicht ausüben könnten. Auch ihre Eltern würden nicht wollen, dass sie sich auf solche Art ihre Chancen verbauen. Inwieweit sie sich jedoch weiterhin mit ihrer *comunidad* verbunden fühlen und diese unterstützen werden, bleibt abzuwarten.

4. Vorbeugungsmaßnahmen

In einigen *comunidades nativas* der Region wurden zugewanderte Siedler ohne große Bedenken aufgenommen, man verlieh ihnen Land- und Mitbestimmungsrechte und verkaufte ihnen Teile des Gemeindelandes, obwohl dies nicht zulässig ist. Sehr oft waren es korrupte oder auch einfach ahnungslose *dirigentes*, die Verträge aufsetzten, ohne sich um die Gesetzeslage oder die Zustimmung ihrer *comunidades* zu kümmern. Und auch die *comuneros* selbst sorgten sich so lange nicht um den Zuzug von Migranten, bis kaum noch zu lösende Probleme entstanden waren.

In San Antonio hatte man diese Probleme erkannt und Schutzmaßnahmen getroffen, um stärkere negative Auswirkungen durch die Aufnahme von Migranten-Familien und Eheleuten in ihre *comunidad* zu verhindern. Grundsätzlich wurde hier kein Land an Nichtindigene verkauft, und die *dirigentes* der *comunidad* haben bisher allen Versuchen der Bestechung widerstanden. Die meisten der bisher auf dem Gelände der *comunidad* lebenden Migranten erhielten lediglich ein Wohnrecht, das ihnen bei Fehlverhalten auf Beschluss der *comunidad* jederzeit wieder entzogen werden kann.¹⁵ Sie haben auf den Gemeindeversammlungen, den *asambleas*, kein Stimmrecht, und ihre Felder müssen sie außerhalb der *comunidad* anlegen, so dass hier keine Entschädigungszahlungen zu leisten sind, falls man sich gegen ihr weiteres Verbleiben entscheidet.

Um als vollwertige *comuneros* aufgenommen zu werden, müssen alle Migranten eine Probezeit von mindestens einem Jahr durchmachen, in der ihr Verhalten beurteilt wird. Als Kriterien gelten hier der schon erwähnte Respekt vor den *comuneros* und

15 Dies war zur Zeit meiner Anwesenheit einer Familie geschehen, die nun dabei war, ihr Haus zu demontieren und wegzuschaffen.

vor allem vor ihren Autoritäten, aber auch die Bereitschaft, sich für die *comunidad* einzusetzen und bei den relativ häufigen gemeinschaftlichen Arbeitseinsätzen mitzuwirken. Nur zwei der insgesamt 15 Migranten-Familien haben diese Kriterien bisher erfüllen können und es geschafft, Land zum Anbau und Stimmrecht zugesprochen zu bekommen. Der Status als *comunero* kann auf Beschluss der *comunidad* bei grobem Fehlverhalten wieder entzogen werden; das gilt prinzipiell allerdings für alle *comuneros*, also auch für *indígenas*.

Auch bei den angeheirateten Eheleuten sieht man sich vor: sie haben (theoretisch) ebenfalls kein Rede- oder Stimmrecht auf der *asamblea* und das einer Familie zur Bearbeitung zustehende Land ist offiziell immer im Besitz des indigenen und niemals im Besitz des Migranten-Ehepartners.

Mit diesen Maßnahmen kann, wie sich gezeigt hat, ein Missbrauch von wirtschaftlicher oder politischer Macht durch Migranten in der *comunidad* zwar nicht vollständig verhindert werden, es ist aber möglich, ihm weitgehend vorzubeugen.

5. Ethnische Zugehörigkeit als moralisches Konzept

Fast alle Nomatsiguenga und Asháninka, die ich getroffen habe, machen eine relativ klare Unterscheidung zwischen denjenigen, die sie als Mitglieder der eigenen Gruppe oder Gesellschaft verstehen, und den "anderen" – d.h. vor allem den Migranten und Weißen. Die Bedeutung des Wortes "Nomatsiguenga" ist dabei die von "mi paisano", "mi familia" oder "mi grupo" (Shaver 1966: 154) – und als "mi(s) paisano(s)" bezeichnen die Nomatsiguenga und Asháninka sich auch gegenseitig. Der Kontrast zwischen sich – den *paisanos* –, den Migranten und anderen Fremden liegt für sie in erster Linie in den moralischen Qualitäten des Handelns. Der unglaubliche Fleiß und das Besitzstreben gerade der Leute aus dem Hochland sind ihnen suspekt. "La vida no es solamente trabajo", wie es eine *comunera* formuliert. Während ihnen die Siedler allgemein als *egoistas*, *ambiciosos* (ehrgeizig), *desconfiables* (nicht vertrauenswürdig) und *avaros* (geizig – "nunca invitan, siempre guardan todo para si mismos") gelten, schreiben die Nomatsiguenga sich selbst die gegenteiligen Qualitäten zu: sie sind großzügig und solidarisch untereinander, sie versuchen die anderen nicht zu übervorteilen, sie sind ehrlich und üben keinen Verrat.

Während nun in San Antonio die Unterschiede innerhalb der eigenen Gesellschaft größer werden, beginnen die lange Zeit klar erkennbaren Grenzen zu derjenigen der Migranten bis zu einem gewissen Grad zu verschwimmen. Zwar verstehen sich auch die wohlhabenderen *comuneros* in San Antonio wie die übrigen weiterhin als Nomatsiguenga und legen Wert darauf, von den Nichtindigenen unterschieden zu werden. Diese Unterscheidung ist für die Menschen in San Antonio jedoch nicht essenziell, sondern in erster Linie an das konkrete Verhalten einer Person geknüpft. Nichtindigene können durch moralisch korrektes Handeln die gleiche Anerkennung finden wie *indígenas* auch und in der *comunidad* sozialisierte Kinder der bikulturellen Paare wer-

den in der Regel als vollwertige *comuneros* akzeptiert. Die Grenzen der eigenen Gruppe sind hier relativ flexibel, wenn eine Person erst einmal bekannt ist und nach anderen Kriterien als nur ihrer Herkunft beurteilt werden kann.¹⁶

Gleich, ob die moralische Begründung der Unterscheidung zwischen den beiden Gruppen gerechtfertigt ist oder nicht (auch zu großes Vertrauen in andere *paisanos* ist schon oft genug enttäuscht worden), entspricht die Unterscheidung als solche der immer wieder erfahrenen Benachteiligung der *comuneros* als *indígenas* in der peruanischen Gesellschaft. In fast allen gesellschaftlichen Feldern sind Nichtindigene dominant – aus der Sicht der Nomatsiguenga eben Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft, gleich ob sie aus dem Hochland stammende Kleinbauern oder Angestellte des Staates von der Küste sind. Auch die immer noch vorurteilsbehaftete Haltung der meisten Zuwanderer den *nativos* gegenüber hilft mit, die Abgrenzung weiter aufrechtzuerhalten. So entstanden in San Antonio zwei unterschiedliche Verhaltensnormen, zum einen den *paisanos* und zum anderen der Mehrheit der Migranten gegenüber. Wenn *paisanos* an das Haus eines anderen kommen, werden sie weiterhin zu Essen und Trinken eingeladen und die Ausbeute des Fischfangs oder der Jagd wird unter Familien geteilt, die nahebei wohnen. Geschäfte zwischen *comuneros* werden weiterhin bevorzugt auf Tauschbasis betrieben, indem zum Beispiel Mithilfe bei der Reisernte mit einem Teil derselben oder mit dem Versprechen auf eine Erwidierung der Hilfe entlohnt wird. Auch sonst wechselt unter *comuneros* nur wenig Geld den Besitzer. Den meisten Migranten dagegen werden Arbeitskraft und Produkte verkauft und von ihnen erwartet man, Geld als Bezahlung zu bekommen – wenn sie nicht durch ihr eigenes Verhalten bewiesen haben, dass sie einer anderen Art von Vertrauen würdig sind. Dann aber erfahren sie das gleiche Entgegenkommen wie alle anderen *comuneros* und werden als vollwertige Mitglieder akzeptiert – unabhängig von ihrer Herkunft.

6. Schlussbemerkung

Allen existierenden Problemen zum Trotz ist das Verhältnis zwischen indigenen *comuneros* in San Antonio und Migranten einigermaßen entspannt. Man lebt schon so lange dicht nebeneinander oder miteinander, dass man sich gegenseitig kennengelernt hat und einzuschätzen weiß. Auch wenn die *comuneros* in bestimmten Kontexten im-

16 Dieses flexible Verständnis der Grenzen der eigenen Gruppe entspricht im Übrigen auch der traditionellen Sozialorganisation der Nomatsiguenga. Zu den Asháninka schreibt Bodley: "The only kinship unit linguistically identified by the Campa is the bilateral kindred. They call it nosheninka, which is usually translated 'my family', but it definitely does not mean merely the nuclear family or the household. It is a bilateral, egocentric, overlapping network of kinsmen" (Bodley 1971: 65-66). Für die Nomatsiguenga gilt das Gleiche. Die verwandtschaftlichen Netzwerke können durch Heirat jederzeit erweitert werden, über die Grenzen der eigenen Sprachgruppe hinausgehen und so z.B. auch Asháninka-Sprecher mit einschließen.

mer wieder darauf zu sprechen kommen, wie das moralische Verhalten von *paisanos* und Migranten sich grundsätzlich unterscheidet, so ist die Sicht im alltäglichen Umgang doch wesentlich differenzierter und unterscheidet von Person zu Person. Es ist einigermaßen klar, wo man einander vertrauen kann und wo nicht. Die Furcht vor einer Übernahme der Kontrolle in der *comunidad* durch die in ihr lebenden Siedler ist gering, denn die Verhältnisse sind übersichtlich und können im Wesentlichen von den *comuneros* kontrolliert werden. Auch die Besetzung des eigenen Territoriums durch Migranten wird nicht als echte Gefahr gesehen; dort, wo außerhalb San Antonios solche Dinge geschehen seien, hätten sich die betroffenen *comunidades* die Schuld selbst zuzuschreiben. Sie hätten eben nicht aufgepasst, sondern immer nur ans Geld gedacht und ihr Land und damit ihre Rechte Stück für Stück verkauft. Das habe man in San Antonio nicht zugelassen. Für die *comuneros* in San Antonio ist die Frage nach dem Umgang mit Migranten und anderen Nichtindigenen nicht so sehr eine zwischen den radikalen Alternativen klare Abgrenzung oder Selbstaufgabe, wie manchmal dargestellt wird. Ihnen geht es vielmehr darum, einen Weg zu finden, wie das gemeinsame Zusammenleben so geregelt werden kann, dass die Kontrolle über die Vorgänge in der *comunidad* in den Händen der indigenen Bewohner bleibt und sie keine Nachteile aus der Anwesenheit der Migranten erfahren. Einer der wichtigsten Punkte ist für die *comuneros* dabei die Integrität ihres Territoriums. Was sie in jedem Fall zu verhindern suchen ist, dass Teile davon dauerhaft an Fremde übergehen. In Zukunft möchte man auch keine reinen Migranten-Familien mehr aufnehmen, doch es ist klar, dass über Heiraten neue Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft zur *comunidad* stoßen und eigene Mitglieder abwandern werden. Es gibt keine rigide Grenze, die die Mitglieder der einen von denjenigen der anderen Gruppe trennen würde und ihr Verhältnis zueinander ist immer wieder neu in Verhandlung, alleine schon durch die Kinder der aus *comuneros* und Migranten zusammengesetzten Paare, die sich von außen keiner der Gruppen mehr eindeutig zuordnen lassen.

San Antonio de Sonomoro gehört der indigenen Organisation KANUJA an und zählt zu ihren Gründern. San Antonio beherbergt eine der lokalen Dependancen der Organisation und ihr Vizepräsident lebt hier. Das Verhältnis der Mehrheit der *comuneros* zu KANUJA ebenso wie zu CEA/ARPI ist jedoch relativ distanziert. Man bedient sich der Kapazitäten der Organisationen da, wo sie nützlich scheinen, wie zum Beispiel bei der Koordination von Aktivitäten, und man unterstützt sie da, wo man es für sinnvoll hält, indem man beispielsweise das Versammlungshaus für die Abhaltung eines Seminars zur Verfügung stellt. Insgesamt aber werden die Fähigkeiten der Organisationen, den *comunidades* vor allem bei ihren wirtschaftlichen Problemen zu helfen, für begrenzt gehalten. Die *comuneros* in San Antonio sind stolz auf die Unabhängigkeit ihrer *comunidad* und auf ihre Fähigkeiten, selbst Kontakte zu schaffen und Verbesserungen zu erreichen. Auf den Gemeindeversammlungen finden die Organisationen eher selten Erwähnung und nicht jedes kommunale Vorhaben wird mit ihnen

abgesprochen. In San Antonio wurde bisher kein größeres Projekt von den beiden Organisationen initiiert und trotzdem sehen die *comuneros* ihre Gemeinde in einer wesentlich besseren Situation als andere, die sich stärker an KANUJA und CEA/ARPI anlehnten und gefördert wurden. Das Bedürfnis CEA/ARPIs, eine möglichst weitgehende Kontrolle auf die Außenkontakte der *comunidades* auszuüben, wird von einigen weniger als ein Schutz vor Übervorteilung durch Fremde denn als eine Tendenz zur Bevormundung empfunden, der man sich aber nicht unterwirft.

So sind auch keineswegs alle *comuneros* in San Antonio mit der sehr harten Haltung der Organisationen den Migranten gegenüber einverstanden. Man teilt zwar die Ansicht, dass das eigene Territorium zu schützen sei und man niemals die Macht in der *comunidad* in die Hände von Fremden legen dürfe. Doch viele *comuneros* sind alleine aus der eigenen Situation heraus wesentlich mehr auf den Dialog und die Verhandlung mit den Migranten eingestellt. Die Erfahrung hat sie gelehrt, dass es zwar ein Risiko sein kann, sich mit Nichtindigenen einzulassen, dass dieses Risiko aber bei vorsichtiger Vorgehensweise kontrollierbar ist und dass ein intensiverer Kontakt auch seine Vorteile haben kann. Dabei betonen sie nicht zuletzt auch die Eigenverantwortung der *comunidades* und ihrer Mitglieder, die sie nicht einfach an eine Organisation abgeben möchten.

Es gibt keinen allgemeingültigen und objektiven Maßstab, an dem sich der Erfolg der unterschiedlichen Strategien und Vorgehensweisen der indigenen Bevölkerung messen ließe, da dieser Erfolg immer abhängig ist von den jeweiligen Zielen der Akteure, die keineswegs homogen sind, sondern zum Teil weit auseinanderliegen. Die Protagonisten einer Strategie, die eine Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft befürworten, argumentieren dabei, dass eine Integration der *indígenas* in die Gesamtgesellschaft zur völligen Zerstörung ihrer Lebensweise führen würde. Die *indígenas* würden langfristig zu einem undifferenzierten Teil der Unterschicht, da sie aus der gegenwärtigen Struktur der peruanischen Gesellschaft heraus gar keine Möglichkeiten eines Aufstiegs in ihr hätten. Der Verlust von eigener Kultur und Identität würde zu den aus vielen Beispielen bekannten Konsequenzen von sozialer und geistiger Verelendung führen. Daher sei es notwendig, einen Weg zu finden, der den *indígenas* eine möglichst eigenständige Entwicklung erlauben sollte.

Die *comuneros* von San Antonio haben einen anderen Weg gewählt. Wie gezeigt wird eine vorsichtige Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft praktiziert, wobei die Annäherung in erster Linie auf individuelle Initiative geschieht. Die *comunidad* insgesamt übt eine Kontrollfunktion aus, indem sie ein Überhandnehmen des Einflusses von Fremden zu verhindern sucht. Gleichzeitig engagiert sich die *comunidad* in den indigenen Organisationen, von denen sie sich rechtlichen Schutz und eine langfristige Verbesserung der strukturellen Bedingungen erhofft, ohne sich zu stark an sie zu binden.

Die Strategien der Bewohner von San Antonio sind sehr vielfältig. Durch ihre vorsichtige Öffnung hin zur Mehrheitsgesellschaft hat die *comunidad* eine relativ gute Infrastruktur und die Ernährungslage und gesundheitliche Situation für ihre Mitglieder verbessert; einige Familien haben sogar relativen ökonomischen Erfolg in der Mehrheitsgesellschaft. Die Handlungsmöglichkeiten der *comuneros* haben sich insgesamt erweitert. Sie reichen von einer größeren Sicherheit im Umgang mit Vertretern der Mehrheitsgesellschaft über grundsätzlich bessere Zugangschancen zu Bildung und neuen Berufsperspektiven bis hin zu einer größeren wirtschaftlichen Selbstständigkeit und stärkeren Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben. Dabei sind die einzelnen Akteure in der Erreichung ihrer spezifischen Ziele unterschiedlich erfolgreich. Insgesamt aber sind sie relativ zufrieden mit ihrer augenblicklichen Lebenssituation. Tendenzen der Verelendung konnte ich nicht wahrnehmen.

Als durchaus problematisch sehe ich allerdings die wachsende soziale Differenzierung innerhalb der *comunidad*. Die immer stärkere Konzentration von wirtschaftlichen Gütern sowie von Kenntnissen über die und Kontakten zur nichtindigenen Gesellschaft in einigen Familien werden diese wahrscheinlich auch zunehmend an Einfluss auf die Geschicke der *comunidad* gewinnen lassen; Tendenzen dahin sind jetzt schon wahrnehmbar. Damit werden die bislang relativ demokratischen und egalitären politischen Strukturen innerhalb der *comunidad* aus dem Gleichgewicht gebracht und die Unabhängigkeit der einzelnen Familien gefährdet, wenn nicht in irgendeiner Weise Ausgleich geschaffen wird bzw. die schwächeren Mitglieder der *comunidad* gefördert werden.

Insgesamt scheint mir jedoch die vorsichtige Öffnung der *comunidad* von San Antonio ein erfolgversprechender Weg zu sein, um einerseits ihren Mitgliedern ein größtmögliches Maß an Sicherheit zu gewähren und andererseits eine Entwicklung zu ermöglichen, die es ihnen erlaubt, sich auch der Mehrheitsgesellschaft gegenüber und in ihr zu behaupten. In San Antonio wurde dieser Weg schon sehr früh eingeschlagen. Die von der *comunidad* getroffenen Vorsichtsmaßnahmen haben dabei einen Verlust der Kontrolle der eigenen Angelegenheiten weitgehend verhindert. Was dies allerdings voraussetzt, ist eine hohe Integrität der *dirigentes* der *comunidad* und eine ständige Wachsamkeit der *comuneros*, um nicht der Versuchung zu erliegen, sich für kurzfristige materielle Vorteile zu verkaufen, wie es in anderen *comunidades* geschehen ist.

Eine weitere Voraussetzung dafür, dass eine solche Strategie gelingen kann, ist allerdings auch ein Mindestmaß an Rechtssicherheit für die indigene Bevölkerung und die Unverletzlichkeit ihrer Territorien. Die *comunidades* müssen in der Lage sein, den Zugang zu ihrem Land zu kontrollieren und die unerwünschte Aneignung durch Fremde zu verhindern. Gerade hier haben sich immer wieder die heftigsten Konflikte entzündet, weil die Institutionen des peruanischen Staates nicht in der Lage waren, diese Sicherheit zu gewährleisten oder sogar bewusst Rechtsverletzungen durch Siedler oder

die Holzindustrie in Kauf genommen wurden. Hinzu kommt eine zunehmende Aushöhlung der im ersten *Ley de Comunidades Nativas* garantierten Unverletzlichkeit indigener Territorien durch den Gesetzgeber zugunsten einer Öffnung für den Markt. Solange eine solche Rechtssicherheit nicht wirklich garantiert ist, werden die *comunidades* in einer sehr verletzlichen Position bleiben und ist es schwierig, ein vertrauensvolles Verhältnis sowohl dem Staat als auch nichtindigenen Akteuren im Allgemeinen gegenüber herzustellen.

Literaturverzeichnis

- Bodley, J. Harry (1971): *Campa Socio-Economic Adaption*. Ann Arbor (Mich.): University of Michigan.
- Rojas Zolezzi, Enrique (1994): *Los Asháninka. Un pueblo tras el bosque*. Lima: Pontificia Universidad Católica del Perú.
- Schäfer, Manfred (1982): *Indianisches Wirtschaften in einem Asháninka/Matsiguenga-Dorf in der peruanischen Montaña*. Unveröffentlichte Magisterarbeit. München: Ludwig-Maximilian-Universität.
- (1988): *Ayómpari, Amigos und die Peitsche. Die Verflechtung der ökonomischen Tauschbeziehungen der Ashéninga in der Gesellschaft des Gran Pajonal/Ostperu*. Dissertation, LMU München 1987. München: im Selbstverlag.
- Shaver, Harold (Hrsg.) (1996): *Diccionario Nomatsiguenga – Castellano, Castellano – Nomatsiguenga*. Yarinacocha/Pucallpa (Peru): Ministerio de Educación/ILV.
- Skar, Sarah Lund (1994): *Lives Together – Worlds Apart. Quechua Colonization in Jungle and City*. Oslo: Skandinavian University Press.